

Gegenteil von „egalitär“ nicht etwa der Begriff „hierarchisch“, sondern eben wieder jenes „polare Denken“. Zum dritten erscheint „polar“ als hinreichende Beschreibung eines „Denkens“. Im Laufe von Korotins Untersuchung gewinnt dieser Begriff seine Relevanz aus der Konkretisierung im Denken der Geschlechterdifferenz. Hier hat sich nun freilich gerade die starre Gegenübersetzung von Gleichheits- und Differenzkonzepten als wenig fruchtbringend erwiesen. Denn jedes noch so extreme Differenzkonzept muß gewisse Gemeinsamkeiten der Geschlechter zur Kenntnis nehmen, um eine wie immer geartete Allgemeinheit konstituieren zu können. Umgekehrt bleibt auch in extremen Gleichheitskonzepten die Evidenz des körperlichen Unterschieds als untilgbarer Rest bestehen; vor allem aber ist die Wahrnehmung *historisch konstituierter* Differenzen geradezu die Grundlage politischer Forderungen nach Gleichheit. Die Auseinandersetzung mit der historischen Entstehung, Legitimierung und Durchsetzung von politischen und kulturellen Differenzen zwischen den Geschlechtern sollte denn auch die großen Unterschiede zwischen den so unterschiedlichen geschlechterpolaren Gesellschaftsmodellen und Entwürfen sichtbar machen. Sich auf den Nachweis zu beschränken, daß eine Kontinuität von „polarem Denken“ bestehe, verstellt den Blick auf diese Unterschiede.

Ilse Korotin hat das engagierte Projekt unternommen, zu zeigen, wie die Mythisierung des „Weiblichen“ in der Romantik – mit der eine Ausgrenzung aus dem Feld des Politischen einherging – in ihren historischen Folgen bis in das „Frauenbild“ des Nationalsozialismus reichte. Wenn ihr dabei allerdings angesichts der durchaus unterschiedlichen Weiblichkeitskonzepte auch innerhalb des Nationalsozialismus die postulierte Kontinuität zur Feststellung der allen untersuchten Konzepte gemeinsamen Annahme einer Polarität der Geschlechter verkommt, besteht die Gefahr, daß sie selbst – etwa in ihrer Verwendung des Begriffs „Mütterlichkeit“ – in unhistorische Kategorien verfällt.

Johanna Gehmacher, Wien

Bea Lundt Hg., **Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter. Fragen, Quellen, Antworten.** München: Wilhelm Fink Verlag 1991, 307 S., div. Abb., öS 608,00/DM 78,00, ISBN 3-7705-2722-4.

Muß nach der Frau im Mittelalter noch gesucht werden? Die Fülle bereits vorliegender Publikationen erweckt jedenfalls den Eindruck, als sei die Unbekannte aus vergangenen Jahrhunderten längst gefunden und ihr Lebensraum bis in den letzten Winkel ausgeleuchtet – eine beruhigende, aber keineswegs berechnete Vorstellung. Der vorliegende Sammelband belehrt eines Besseren.

Hervorgegangen aus einer von der Herausgeberin 1988/89 veranstalteten zweisemestrigen Ringvorlesung an der Ruhr-Universität Bochum, stellt er den gelungenen Versuch dar, sich der Frau im Mittelalter einmal anders als mit den Methoden einer traditionellen Ge-

schichtwissenschaft anzunähern. Wie in der Einleitung als Erwartung formuliert, sollte dieser Aufbruch zu neuen Ufern geprägt sein von interdisziplinärer Zusammenarbeit, neuen Fragestellungen und dem Versuch, über quantifizierbare Fakten hinaus, auch in Bewußtseins-ebenen vorzudringen (7). Prozeßhafte Offenheit und vor allem die Verpflichtung zum zukunftssträchtigen Konzept einer Männer wie Frauen umfassenden „Geschlechtergeschichte“ sind wichtige Schlüssel zu dem Buch, das vor allem auch durch sein breites thematisches Spektrum besticht. Für eine lockere Ordnung innerhalb der Vielfalt sorgen drei größere Kapitel, denen die insgesamt zwölf Beiträge zugeordnet sind:

- A) Verhaltensweisen und Handlungsmuster von Frauen in konkreten und begrenzten Lebensbereichen,
- B) Die gesellschaftlichen Normen und Rollenerwartungen, mit denen Männer und Frauen konfrontiert sind, ihre Herkunft und ihr Geltungsbereich,
- C) Entwürfe und Modelle geschlechtsspezifischer Existenz und Identität im Beziehungsdiskurs. (8)

Die eingangs umrissenen Erwartungen erweisen sich als nicht überhöht. Liegt doch den einzelnen Autorinnen viel daran, mit überkommenen, oft verzerrten Vorstellungen aufzuräumen und aus einer frauen- bzw. geschlechterorientierten Perspektive mit neuen Forschungsergebnissen aufzuwarten. Wie viele andere spart auch Claudia Opitz nicht mit Kritik an der herkömmlichen Forschung, die u. a. „Vielfalt und Wandlungsmöglichkeit der Geschlechterverhältnisse“ als Denkmodell bislang kaum anerkannt habe (27). In ihrem Beitrag „Emanzipiert oder marginalisiert? Witwen in der Gesellschaft des späten Mittelalters“ widmet sie sich all jenen Frauen, denen oft vorschnell die Rolle der „Emanzipierten“ zugewiesen wurde (29) – zu Unrecht, wie gezeigt wird. Obwohl es schichtspezifische Unterschiede gab, dürfe von der „Freiheit“ der Witwenschaft nur mit Einschränkungen gesprochen werden (41). Mit einem ganz anderen Thema aus dem mittelalterlichen Leben befaßt sich Rebekka Habermas in ihren Ausführungen über „Weibliche Erfahrungswelten. Frauen in der Welt des Wunders“. Während der sakrale Bereich zumeist von Männern beherrscht wurde, habe es im Wallfahrtswesen im Hinblick auf geschlechtsspezifische Unterschiede anders ausgesehen: von Diskriminierung keine Spur. Das Elend machte alle gleich. Habermas kommt zu der Erkenntnis, daß die Welt des Wunders „sich allen Gebrechen und jedem Menschen mit gleicher Selbstverständlichkeit“ (74) geöffnet zu haben scheint.

Mag in der Welt des Wunders für den alles beherrschenden Mann auch kein Platz gewesen sein, spätestens in Helma Reimöllers „Lehren für den Hausherrn: Kalender im späten Mittelalter“ begegnen wir ihm in Gestalt des sogenannten „calendermanns“ wieder. „Termine haben ein Geschlecht, ein Almanach ist ein männlicher Körperteil, und der Kalender ist ein Mann!“ (189) Mit dieser Folge ungewöhnlicher Feststellungen wird ein erster Eindruck vom androzentrischen Charakter mittelalterlicher Kalenderliteratur vermittelt, die weiblichen Bedürfnissen kaum Rechnung trug, dafür aber den Mann zum Mittel-

punkt aller Ordnung erklärte. Reich illustriert sind neben diesem Aufsatz noch zwei Beiträge, die sich mit unterschiedlichen Aspekten mittelalterlicher Kunst beschäftigen. Während Elisabeth Schraut dem Thema „Kunst im Frauenkloster. Überlegungen zu den Möglichkeiten der Frauen im mittelalterlichen Kunstbetrieb am Beispiel Nürnberg“ nachgeht und danach fragt, unter welchen Bedingungen und in welcher Weise Frauen als Auftraggeberinnen, Stifterinnen und Künstlerinnen am mittelalterlichen Kunstbetrieb teilhaben konnten (85), befaßt Helga Scirie sich in ihrer kunsthistorischen Analyse mit körpersprachlichen Paarbeziehungen in der Großplastik des 13. Jahrhunderts (153). „Vom Münzbild zum Standbild. Beobachtungen an Darstellungen deutscher Herrscherpaare des 12. und 13. Jahrhunderts“ lautet der Titel dieses Beitrages, der anhand vieler Beispiele Wandlungen im Motiv der Herrscherehe aufzeigt und problematisiert.

Stehen Sibille und Cundrie, zwei unschöne und gleichzeitig gelehrte Gestalten, im Mittelpunkt von Ingrid Kastens Untersuchung über „Häßliche Frauenfiguren in der Literatur des Mittelalters“, so sind es bei Daniela Müller Beginen, die verketzert und verfolgt, für ihre Überzeugung in den Tod gingen. Nachgegangen wird vor allem der interessanten Frage, ob diese Frauen eigene Theologieansätze entwickelten, die sich von der männlichen Theologie deutlich unterscheiden (220): „Beginenmystik als ketzerische Frauentheologie?“ Es muß differenziert werden. Scheiden die Beginen auch als Gesamtbewegung aus, „um spezifisch weibliche theologische Gedanken zu entdecken“ (221), so gab es doch einige Vordenkerinnen, wie Margarete von Porete, Guglielma von Mailand und Prous Boneta aus Montpellier, die einzeln vorgestellt werden.

Wenn schon die Ringvorlesung über den universitären Bereich hinaus auf Interesse stieß (7), so bleibt zu wünschen, daß auch die publizierten Beiträge an anderen Orten ein Echo finden. Geschlechtergeschichte geht alle an, Männer wie Frauen. Aber gerade hier liegt das Problem. Bei einigen Autorinnen scheint mir das „schwesterliche Wir-Verständnis“ etwas zu weit zu gehen. Es grenzt nicht nur aus, sondern führt gelegentlich auch zu einer Diktion, die sich nicht gerade förderlich auf das Verständnis auswirkt. Die Kritik an der herkömmlichen Geschichtsschreibung ist berechtigt, ob sie durch diese Form des wissenschaftlichen Umgangs tatsächlich überwunden wird, darüber müßte weiter nachgedacht werden.

Marion Kobelt-Groch, Timmendorfer Strand (Schleswig-Holstein)